



## Achtundvierzig Tage

*Der Deutsche Martin Lautwein reist nach Syrien, will helfen, landet in einem Folterknast. Er ist jetzt wieder in Berlin, ein freier Mann. Aber was bedeutet das schon*

Von Moritz Baumstieger und Lena Kampf, Süddeutsche Zeitung, 11.11.2021

Tür auf, Tür zu. Schön „Guten Tag“ sagen, den Regenschirm abnehmen. So sahen bis vor Kurzem die Tage von Martin Lautwein aus. Als Berliner Türsteher ist er eine Idealbesetzung: Er ist fast zwei Meter groß, eine Ausbildung zum Personenschützer hat seine Wachsamkeit trainiert und eine zum Gerüstbauer sein Kreuz. Obwohl er den Job hinschmiss, weil er zu eintönig war, wusste er eine Sache zu schätzen: „Jetzt bin ich der Schließer.“

Denn am 9. August jährte sich zum zweiten Mal, dass sich für ihn eine Tür nach 48 langen Tagen öffnete, weit weg von Berlin: die des berüchtigten Geheimdienstgefängnisses „Far’ Filistin“ in Damaskus, Syrien. Er war dort inhaftiert, wurde Zeuge von Vergewaltigung und Folter, sah Tote. Als er nicht mehr konnte, versuchte er zweimal, sich das Leben zu nehmen.

Jetzt spricht der 29-Jährige zum ersten Mal darüber. Weil die Erlebnisse weiter sein Leben bestimmen. Und weil er, so sieht es Lautwein, der Verantwortung gerecht werden muss, die ihm das Überleben aufgebürdet hat: „Was soll ich zu den vielen Syrern sagen, deren Angehörige noch im Knast sind?“, fragt er. „Warum bin ich frei? Und ihre Söhne, ihre Töchter nicht?“



Natürlich kennt Martin Lautwein die Antwort: „Wegen meines deutschen Passes.“ Dank dessen hat er – bei allem, was ihm widerfahren ist – „die Luxus-Behandlung bekommen“. Bisher hat er geschwiegen, weil er nicht „der Deutsche aus dem Folterknast“ sein wollte, der in einer Talkshow mit seiner Heldengeschichte prahlt. Was er will: die Stimmen der Tausenden Syrer verstärken, die in Assads Knästen sterben oder nur knapp überleben. Lautwein hat sich als erster Deutscher einer Strafanzeige von 2017 gegen Geheimdienstler des Assad-Regimes angeschlossen, die mittlerweile 13 Geflüchtete beim Generalbundesanwalt eingereicht haben. Unter anderem wegen vorsätzlicher Tötung, Folter, sexueller Nötigung, Zufügung schwerer körperlicher und seelischer Schäden.

Verbrechen gegen die Menschlichkeit sind bisher nicht geahndet worden, weil Russland bei den UN seine Hand über den Verbündeten Assad hält. Die deutsche Justiz aber hat die Möglichkeit, nach dem Weltrechtsprinzip Kriegsverbrechen hierzulande vor Gericht zu bringen; in Koblenz läuft der weltweit erste Prozess gegen zwei mutmaßliche syrische Folterer. Damit weitere folgen, will Lautwein, dass die Ermittler auch seine Geschichte hören.

Lautwein hat sich entschieden, in die Weltgend zu gehen, aus der zuletzt so viele Flüchtlinge kamen. An dem Tag, an dem er 2017 seinen Gesellenbrief als Gerüstbauer überreicht bekam, brach er in den Irak auf. So erzählt Lautwein es im Sommer bei einem ersten Treffen mit Reportern von Süddeutscher Zeitung, WDR und SWR in den Räumen des European Center for Constitutional and Human Rights (ECCHR) in Berlin, das ihn bei seiner Anzeige unterstützt. Schüchtern, fast misstrauisch wirkt er, aber dann bricht es aus ihm heraus.

Als „Pfuscher“, als einer, der alles irgendwie reparieren kann, will er für eine Hilfsorganisation arbeiten, die in den von der Terrormiliz IS befreiten Gebieten



medizinische Infrastruktur aufbaut. Lautwein rechnet sich der alternativen Szene in Berlin zu, „ich habe damals in so ’nem Punkerhaus gewohnt“. Aber er will nicht nur reden, sondern das mit der „internationalen Solidarität“ auch leben. Wie viele humanitäre Helfer füttert er sein Instagram-Konto mit Fotos, auf denen mal Palmen und Sonnenuntergänge zu sehen sind, mal Panzer und Kriegstrümmer.

Dass die Zeit in seinem Außenposten nahe der Kleinstadt al-Qaim teils nur zäh dahinfloss und er sich auch fragte, was er hier noch macht, verriet den die Fotos nicht. Darüber sprach er mit Peter (Name geändert), einem englischsprachigen Kollegen, der in der Einöde nahe der syrischen Grenze schnell ein Freund wurde.

Im Frühsommer 2018 entschließen sich die beiden, für ihre Organisation in die von den Kurden beherrschten Gebiete im Nordosten Syriens zu gehen. Sie überqueren die Grenze, hängen in der Stadt Qamishlo fest. Papiere fehlen. Wieder schlagen sie die Zeit tot, besuchen manchmal den Basar. Am 21. Juni kauft Peter gerade etwas ein, als Lautwein von einem Mann nach seinem Pass gefragt wird. Als der Syrer ihn bittet mitzukommen, kommt es Lautwein so vor, als wollten ihn andere Männer abschirmen. Peter läuft trotzdem hinterher, als er die Situation erkennt. Er will Lautwein nicht allein lassen.

Dass er „in einer offensichtlich nicht so tollen Situation“ ist, merkt Lautwein an einem Checkpoint: Assad-Porträts hängen dort und Fahnen des Regimes, das in Qamishlo noch Stützpunkte hält. Von Einheimischen hatte er gehört, dass in manchen Straßen auf der einen Seite das Regime die Kontrolle hat, auf der anderen die Kurden. Wo genau, das wusste Lautwein nicht.

Aber er weiß, wie rigoros das Regime gegen humanitäre Helfer vorgeht, die es nicht eingeladen hat. Assad setzt Hilfe als taktisches Mittel ein, sie soll nur Gebiete



unter seiner Kontrolle erreichen. Um sich dort Unterstützung zu sichern, um den Menschen in abtrünnigen Gebieten zu zeigen, dass die Welt sie scheinbar vergessen hat. Gleichzeitig hatte das Regime schon immer Paranoia vor Spionen – und hielt nach Informationen von SZ, WDR und SWR auch Lautwein und Peter lange für Agenten, was Lautwein dementiert.

Auf dem Militärstützpunkt, zu dem man ihn bringt, stellen ihm die Männer zunächst höflich Fragen, tischen ein Abendessen auf. Pommes, Chicken Wings und Cola. Er lässt das Huhn stehen und bereut es später, sagt er. Es wäre das letzte gute Essen für lange Zeit gewesen. Danach wollen die Männer mehr wissen. Namen, Adressen, noch mehr Namen. Dass die syrischen Behörden seine Hilfsorganisation auf dem Radar hatten, darf man annehmen: Sie äußert sich politischer als andere, Mitglieder sollen auf Demos der Kurden mitgelaufen sein, wie Kenner der Szene berichten. Als Lautwein und Peter in eine Zelle gebracht werden, sei ein Mann an den Handgelenken im Gang gehangen und für Elektroschocks verkabelt gewesen. Lautwein denkt, das sei für sie arrangiert, zur Einschüchterung. Er glaubt an ein Missverständnis, das sich schnell auflösen lässt.

Am nächsten Tag werden beide in ein Flugzeug verladen. Nach der Landung bringt man sie in ein anderes Gefängnis; wo sie sich befinden, sagt keiner. An den Wänden hängen Handschellen, ein Fernseher läuft. Es ist der 22. Juni, in Sotschi spielt Deutschland gegen Schweden. Dass Toni Kroos in der fünften Minute der Nachspielzeit das einzige Siegtor für die DFB-Elf bei der WM 2018 schießen wird, bekommt Lautwein nicht mehr mit. Da sitzt er schon im nächsten Raum, ein Beamter listet jeden Schokoriegel, jede Münze aus seinem Rucksack in einem Formular auf. „Ungeheuer nervig“, findet Lautwein das.



Dann werden die beiden durch lange Gänge geführt. Es ist spätnachts. In dem Gebäude ist es still, aber Lautwein riecht, dass es voller Menschen sein muss. In einem Raum in der ersten Etage sollen sie sich hinstellen. So, dass Nasen- und Zehenspitzen die Wand berühren. Lautwein und Peter vereinbaren Klopfschritte, mit denen sie sich verständigen wollen, sollten sie getrennt werden. Und dass sie versuchen wollen, sich das Leben zu nehmen, sobald sie nicht mehr standhalten können. Dann nimmt jemand Peter mit. Lautwein ist allein. Über ihm an der Decke surren Philips-Neonröhren.

Vieles, was Lautwein erzählt, kann von Personen bestätigt werden, die mit seinem Fall beschäftigt waren. Auch seine Schilderungen aus der Einzelhaft sind plausibel. In den Gefängnissen des Regimes, speziell in Far' Filistin, das selbst für syrische Verhältnisse einen furchterregenden Ruf hat, foltern die Geheimdienste Assads. Die Dokumentationen dieser Taten – Berichte Überlebender, aber auch Akten und Fotos, die übergelaufene Mitarbeiter außer Landes geschmuggelt haben – füllen Archive, auch beim Bundeskriminalamt und beim Generalbundesanwalt. In Syrien, wohin manche Politiker gerne wieder abschieben würden, sind seit Ausbruch des Krieges nach Zählung von Menschenrechtsorganisationen mehr als 100000 Menschen in den Gefängnissen verschwunden, fast 20000 sind dort gestorben. Auf Fragen zu den Vorwürfen Lautweins antwortete die syrische Botschaft in Berlin nicht.

Am nächsten Morgen wird Lautwein von Geräuschen auf dem Flur geweckt, er muss vor Erschöpfung an der Wand zusammengesackt sein. Stühlerücken, Stimmen. Auf dem Weg zur Toilette wird er von einem Wärter ins Treppenhaus geführt, erzählt er. Auf dem Gang und der Treppe stehen Männer in Häftlingsuniformen, mit den Gesichtern zur Wand, wie man es auch ihm befohlen hatte. Als er wieder in der Zelle ist, fangen draußen die Verhöre an. Eine Massenabfertigung, fünf oder sechs Männer gleichzeitig, schätzt Lautwein.



Peitschenhiebe, stumpfe Faustschläge. Ein dumpfes Geräusch dominiert, als würde mit einem Rohr geschlagen, erzählt Lautwein. Dazu die Schreie der Opfer, das „Yallah, Yallah“ der Vernehmer. Der Lärm hält an bis in die Nacht. Folter im Schichtbetrieb, in kurzen Pausen kommt der Putztrupp, wischt das Blut von den Böden. Lautwein beobachtet das durch den Türschlitz.

In der zweiten Nacht hört er Kinderstimmen aus der Nachbarzelle. Zwei, vielleicht mehr. Ein Baby schreit, eine Frau, wohl die Mutter, schimpft. Am nächsten Morgen hört er, wie die Kinder aus dem Raum geholt werden. Dann hört er, wie mehrere Wärter über die Frau herfallen, sie vergewaltigen. „Ich hätte an die Wand klopfen können“, sagt Lautwein. „Hätte ihr zeigen können, dass sie nicht alleine ist.“ Aber er tut es nicht, sitzt in einer Ecke und heult. Als die Wärter fertig sind, gehen auf dem Gang die Verhöre weiter.

Am dritten Tag lernt er „Ferrari“ kennen. Der Mann ist Mitte 40 und eher klein, hat eine helle Stimme und einen Bauchansatz. Er verrät nie seinen Namen, also nennt ihn Lautwein nach der roten Baseballkappe mit dem Logo der Automarke, die er immer trägt. Während er ihn in perfektem Englisch verhört, raucht Ferrari dünne Zigaretten. Wirkt nie aufbrausend, immer überlegen. „Der hatte mich komplett in der Hand“, sagt Lautwein.

Er wird ohne Augenbinde über die Gänge geführt. Lautwein sieht Menschen, deren Oberkörper auf einem Stuhl ohne Lehne so weit nach hinten gebogen wird, dass das Rückgrat zu brechen droht. „Deutscher Stuhl“, nennen sie das in Damaskus. Er sieht, wie ein Mann auf dem Bauch liegt, die Knie angewinkelt, ihm werden die Fußsohlen mit Kabeln ausgepeitscht. Einem anderen werden mit der Zange die Finger gequetscht. Wieder in der Zelle sagt Ferrari, man sitze hier ja „unter Gentlemen“ zusammen. Wenn Lautwein ihm helfe, werde er ihm helfen. Folter möge er persönlich



gar nicht. Und, ach ja: Sein Freund sei bereits tot. Lautwein war überzeugt, „dass auch ich nicht mehr lebend rauskomme“. Über das, was ihm selbst angetan wurde, spricht Martin Lautwein nicht. Er macht Andeutungen, ja, Schläge habe es gegeben, etwa, wenn er zu lange auf der Toilette gebraucht habe. Einem Bericht einer Medizinerin, die Lautwein direkt nach seiner Freilassung untersucht hat, kann man weitere Hinweise auf Folter entnehmen. Er bittet darum, sie nicht zu veröffentlichen.

In der dritten Nacht will Lautwein all dem ein Ende setzen. Er versucht, sich mit seinem Hemd an einem Heizkörper aufzuhängen. Und scheitert. „Da habe ich realisiert, dass man sich noch nicht mal das Leben nehmen kann an diesem Ort. Selbst das letzte Stück Kontrolle haben sie mir genommen.“ Tür auf, Tür zu – am nächsten Morgen wird er in den Keller verlegt.

Wenn sich eine Tür schließt, öffnet sich irgendwo eine andere, heißt es oft. Bei Martin Lautwein ist es andersherum: Auch wenn sich die Gefängnistür für ihn vor zwei Jahren geöffnet hat, hat sich die zu seinem früheren Leben für immer geschlossen. Der Martin, den Bekannte von früher als Spaßmacher beschreiben, zieht sich heute zurück. Meidet psychologische Betreuung, selbst wenn er die gesamte Palette der Symptome einer posttraumatischen Belastungsstörung an sich erkennt: Er öffnet seine Post oft nicht, sagt lange feststehende Verabredungen in letzter Sekunde ab, körperlicher Kontakt ist für ihn schwierig, Nacktheit geht gar nicht, nicht einmal allein vor dem Badezimmerspiegel.

Lautwein kann sich nicht vorstellen, dass irgendetwas in seinem Leben einmal stärkere Gefühle auslösen könnte als seine Zeit in Haft. „Wie soll ich mich auf irgendetwas freuen, wenn das bereits das Intensivste war?“, fragt er. „Was, wenn zum Beispiel Vaterwerden in mir weniger bewegen würde als die Zeit im Gefängnis?“



Im Keller des Knasts ist er zunächst froh, dass die Psychofolter aufhört. Lautwein ist jetzt mit dem Überleben beschäftigt. In der Zelle findet er eine Decke, zwei Halbliter-Flaschen für Wasser und Urin, einen Becher für Essen, einen für Kot. Zweimal am Tag darf er für zwei Minuten auf der Toilette die Behältnisse leeren und mit Wasser auffüllen. Er bekommt Durchfall und Läuse. Kratzt sich den Körper blutig. Das Essen, meistens Reis, manchmal eine Kartoffel oder ein Ei, ist nie genug. Er nimmt 16 Kilo ab. Trotzdem sei die Zelle voller Kakerlaken „das Beste überhaupt“ gewesen, sagt er. Die Lüftung dröhnte, „so hat man die Schreie kaum gehört“.

Die Tage verschwimmen. Manchmal denkt Lautwein, man habe ihn vergessen. Um nicht verrückt zu werden, stellt er sich Rechenaufgaben oder geht die zweieinhalb Meter bis zur Wand, dann wieder zurück. Vier Mal sind zehn Meter. Sein Tagesrekord, sagt Lautwein, lag bei 67 Kilometern. Trotzdem hat er das Gefühl, „irre im Kopf“ zu werden. Als er eines Tages auf der Toilette eine kleine Scherbe aus der Wand brechen kann, versucht er, sich damit die Pulsadern aufzuschneiden. Die Wunde vergrößert er mit seinen Zähnen. Ferraris Aufseher finden ihn, bevor er verblutet.

Den Mann mit der Kappe sieht er nur noch etwa alle zwei Wochen. Ferrari stellt ihm dann Fragen zu Israel, ihm werden alte Whatsapp-Chats vorgelegt. Er muss Witze erklären, die er darin gemacht hat. Das Passwort für sein Handy hatte er verraten, als die Syrer drohten, ihm den Zeigefinger abzuschneiden. Immer wieder wirft Ferrari ihm vor, ein Spion zu sein. Irgendwann bestätigt er alle Vorwürfe, legt ein falsches Geständnis ab, er kann nicht mehr.

Plötzlich darf Lautwein sich waschen, bekommt besseres Essen und Tabletten, die die Läuse töten, er wird in den ersten Stock verlegt. Nach einer Woche wird Peter in den Raum gebracht, den Lautwein tot glaubte. Die beiden sind perplex, wissen erst nicht, ob sie sich umarmen dürfen. Auch Peter hatte man erzählt, der andere sei tot.





Sie rätseln, ob ihre Hinrichtung bevorsteht. Ist das Frühstück eine Henkersmahlzeit? Man holt sie, bringt sie in ein kleines TV-Studio. Vor einer Kamera müssen sie ihren illegalen Grenzübertritt gestehen. Dann verlangt Ferrari noch, sie sollten erzählen, dass sie gut behandelt werden.

Wenige Tage später werden sie in das Büro des Gefängnisdirektors gebracht. Eine blonde Dame und Leibwächter warten dort. Eva Filipi ist die tschechische Botschafterin, eine der letzten ausländischen Diplomaten, die noch in Damaskus stationiert sind. Die meisten Staaten haben ihre Vertreter aus Protest gegen Assad abgezogen. Wenn Berlin oder Washington Probleme in Syrien zu lösen haben, nehmen sie die Dienste der 76-Jährigen in Anspruch.

Selbst Geheimdienstoffiziere schweigen sofort, wenn Filipi redet, sagt Lautwein. Sonst hat er vor allem den Obstkorb im Blick, der vor ihm auf dem Tisch steht. Aber er und Peter haben nun Hoffnung: Man weiß im Ausland, wo sie geblieben sind. Vielleicht kommen sie frei.

Lautwein spielt mit Peter auf einem Schachbrett aus Müll, er verliert Partie um Partie. Die beiden sind wieder auf der Folter-Etage, die Schreie der anderen versuchen sie an sich abprallen zu lassen, auch durch Zynismus. Lautwein wettet manchmal mit sich, wie lange ein Opfer durchhält. Über das, was während der Trennung passiert ist, reden sie nicht. Bis heute.

Am 9. August 2018 bringt man ihnen ihre Klamotten, die Schokoriegel und Münzen, alles, was der Mann am Empfang so penibel dokumentiert hatte. Im Außenministerium treffen sie Eva Filipi wieder. Ihr Außenminister Jan Hamáček ist gekommen, mit einer Kleinmaschine aus Prag. Die Syrer haben der Freilassung zugestimmt, für solche Fälle ungewöhnlich schnell. Ob Assad eine Gegenleistung



bekommen hat, dazu möchte das Auswärtige Amt keine Stellung nehmen. Menschen, die Einblick in die Verhandlungen hatten, halten es für wahrscheinlicher, dass sich der Diktator etwas von einer Geste des guten Willens erhoffte. In der VIP-Lounge des Flughafens von Damaskus veranstalten die Syrer noch eine Art Stehempfang. Es gibt Sekt und Lachshäppchen.

Zurück in Berlin beginnt Lautweins Körper zu heilen, aber sein Kopf spielt ab und zu verrückt. Freunde müssen ihn halb erfroren vom Polarkreis zurückholen, als er dort Wintercamping ausprobieren wollte. Er fängt Ausbildungen an, schmeißt wieder hin. Heute versucht er, sich eine Zukunft als Sicherheitsberater für Hilfsorganisationen aufzubauen. Manche Mitgefangene bewundert er bis heute. Ein Mann sei eine ganze Nacht vor seiner Tür gefoltert worden, erinnert sich Lautwein, ohne zu schreien und vor allem: ohne dem Vernehmer ein Wort zu sagen. „Er hat höchstens ab und zu gewimmert.“ Am nächsten Tag lag ein Leichensack auf dem Gang.

An einem anderen Tag rastete Lautwein in seiner Zelle aus, schrie und heulte, bis er heiser war. Nach dem Toilettengang fand er dann einen zerbrochenen Keks in seiner Zelle. Ein anderer Gefangener hatte den anscheinend dort hingeworfen. Die Kekse, die Wärter nur äußerst selten verteilten, waren Schätze dort unten im Keller. „Ich hätte meine wahrscheinlich nie hergegeben“, sagt Lautwein. Er hadert noch immer damit, dass er gehen durfte, bloß weil er Deutscher ist. „Das Schlimmste habe ich mit Sicherheit gar nicht gesehen.“

Tatsächlich befinden sich im Gefängnis Far’ Filistin nach Zeugenaussagen unter den Isolationszellen noch weitere Kellergeschosse. Überlebende berichten, mit mehr als 100 anderen auf 28 Quadratmetern eingesperrt gewesen zu sein. Schlafen konnten die Insassen nur übereinander, Verstorbene wurden nicht abtransportiert, teils



REPORTER:INNEN  
forum

bis Ratten an ihnen nagten. „Da waren Väter, Mütter und Jugendliche mit mir drin. Ich wäre eigentlich nicht an der Reihe gewesen freizukommen.“, sagt Lautwein.

Für all diese Menschen will er nun sprechen. Und sieht darin auch einen ersten Schritt für sich selbst, mit dem Erlebten abzuschließen. Das Tor, durch das der Weg aus seinen Traumata führt, ist offen. Er müsste nur noch durchgehen.